

Café Größenwahn



Die Anderen Klassiker



Rose Austerlitz

Café Größenwahn

Roman aus der Berliner Künstlerwelt

Mit einem Vorwort von Roda Roda

Mit einem Nachwort

herausgegeben von

Georg-Michael Schulz

Wehrhahn Verlag

Vorlage für diese Edition ist die um ein Vorwort von Roda Roda ergänzte 4. Auflage von Rose Austerlitz: Café Größenwahn. Roman aus der Berliner Künstlerwelt. Berlin: Verlag von Hermann Seemann Nachfolger 1910 (zuerst 1906).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2024
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Redaktion: Philipp Schräder
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-98859-091-6

Vorwort.

Die Intellektuellen der Metropole im Wachsen zu belauschen hat manch einen Dichter gereizt.

Aus dem Mistbeet der Bohême, von Unkraut fast erstickt, sprießen die Orchideen der Zukunft und befruchten gegenseitig ihre abenteuerlichen Blüten.

Ein heißer Kampf um Licht und Erde.

Wachsen rings die Bäume des Philistertums in den Himmel — die tropisch-üppigen Parasiten aus Genieland werden die Wurzeln der Bäume überwuchern, aussaugen und zugrunde richten. Ein heißer Kampf um Boden und Sonne. —

Ihr Mächtigen, die ihr oben nach Gefallen und ererbten Rechten Licht und Schatten verteilt — euch gilt zuerst der Haß der würgenden.

Die Bohême ist die lebende Negation der Gesellschaftsordnung. Sie braucht die gegenwärtige Gesellschaft, um ihr zu Trotz zu bestehen.

Die Gesellschaft zu plündern ist Beruf der Bohême, [4] die allein durch ihre Existenz eine blutige Verhöhnung der Gesellschaft ist.

Der Bohémien ist von Natur Nihilist.

Freilich, was heute in Berlin Bohême heißt, sind Maler, die nicht malen — Dichter, die nicht dichten — Leute, denen die Kraft fehlt, sich zu gestalten.

Die vier Wände der bürgerlichen Kinderstube sind diesen Menschenkindern zu eng, da wird der kleine Mann, das kleine Fräulein unartig und geht — gegen den Willen der braven Eltern — ins Café. — Und Berlin hat seine Bohême.

Eines Tages wird den Leutchen das Café nicht mehr behagen — dann werden sie solide, strenge Kritiker.

Strenge Masseure der Kunst, die ihr Handwerk mit Wollust betreiben. Von ihnen verrissen und gepeinigt zu werden tut wohl und macht berühmt.

Der eine und andere der ungeberdigen Kleinen wird einstens gar in frommen Blättern schreiben. Denn eine Zeitungspfründe schwebt ihm insgeheim als Ziel vor.

Solange das Ziel aber nicht erreicht ist, solange sich ein Kerl, der sich heute Bohémien nennt, seines gediegenen Banausentums noch nicht bewußt geworden, — dräut das krause Wirrsal von Dreck und Feuer als Wetterwolke einher, und seine Blitze entladen sich auf die »Clique«.

Die Clique der Talentierten.

Der Haß dieser Bohême ist die Travestie des Hasses: Neid.

Roda Roda.

[5] »Bubi, du bist heute gar nicht nett«, schmolte Lieschen und warf ihre Zigarette mit kühnem Schwung durch das Fenster. Sie sah hinunter, und mit einem lustigen Auflachen, das wie Vogelzwitschern klang, sprang sie dem verdrossen blickenden Bubi an den Hals und zog ihn zum Fenster. Unten stand ein Schusterjunge und befaßte sich eingehend mit der Zigarette. Lieschen und Bubi sahen mit Interesse zu, wie er sie mit Kennermiene hin- und herdrehte und schließlich paffend von dannen ging. »Ick feife uf det Janze«, trällerte Lieschen und ging mit wippenden Schritten durch Bubis Junggesellenwohnung.

Bei seinem Toilettentisch machte sie Halt und setzte den Rafraichisseur in Tätigkeit. Dann fing sie an, sich die roten Stirnlöckchen zu brennen, während Bubi das Abendblatt studierte.

Bubi war ein junger Student der Medizin, ein hübscher, frischer Junge aus der Provinz. Er hatte eigentlich Offizier werden wollen, aber sein Onkel, der Stabsarzt war, riet ihm ab, da er den körperlichen Strapazen des Dienstes nicht recht gewachsen schien.

[6] Bubi verdiente nämlich diesen Kosenamen; er sah trotz seiner vierundzwanzig Jahre immer noch aus wie ein kleiner Junge in Herrenkleidern. Er trug sich sehr elegant, fast gigerhaft, schnarrte mit Vorliebe im Leutnantjargon, war aber sonst ein herzensguter, harmloser Junge mit köstlichem Mutterwitz. Sein bürgerlicher Name Wolfgang Riesen paßte wirklich sehr

wenig zu ihm; die hierüber möglichen Witze brachte er immer selbst vor und hatte stets die Lacher auf seiner Seite. Jetzt war Lieschen mit ihrer Frisur fertig und setzte sich vorm Spiegel umständlich ihren großen Federhut auf. »Nanu« wunderte sich Bubi, »was ist denn los? Willst du fort?« Lieschen sah ihn lustig an: »Natürlich, du doch auch, wir gehen erst zu Kempinski und dann ins Café.«

Bubi erhob sich langsam und feierlich aus seinem Klubsessel, wählte eine »berauschende« Krawatte **der-nier cri** und fand Lieschens Vorschlag sehr vernünftig. Zehn Minuten später gingen sie einträchtig Arm in Arm bis zum Droschkenhalteplatz, wo plötzlich Lieschens Schuhe so drückten, daß sie unmöglich auch nur einen Schritt weiter gehen konnte. Natürlich fuhr man, denn erstens war es der dritte, und Bubi hatte »blödsinnig viel Mammon«, und zweitens — na überhaupt: wenn man kein Geld hatte, sparte man nicht, denn das hatte doch keinen Zweck, und wenn man wieder Geld hatte, und man hatte welches, dann hatte es doch erst recht keinen Zweck. Und was keinen Zweck hatte, das tat Lieschen prinzipiell nicht.

Lieschen hatte viel Prinzipien, wenn es gerade paßte, und wenn es nicht paßte, hatte sie keine, denn Lieschen [7] paßte in die Welt. Eine zarte, schlanke Rotblonde, dazu geschaffen, den Männern die Köpfe zu verdrehen, und das tat sie denn auch reichlich. Ihrer kindlichen Anmut, ihrem süßen Lächeln widerstand so leicht keiner. Als blutjunges Ding kam sie nach Berlin und verkaufte Krawatten in einem Modebazar des Westens. In so einem Modebazar verkehren viele

Herren, die die Reize einer jungen Verkäuferin wohl zu schätzen wissen. Ein Scherzwort, ein freundlicher Blick, und bald folgt eine gelegentliche Einladung zu einem Ausflug in den Grunewald.

Der Grunewald ist ein Zauberwald. Wenn der Mond über den Kiefern steht, ist der Wald still und einsam, viele böse Wurzelstöcke ziehen sich über die Wege, und ein im Mondenschimmer wandelndes Pärchen fühlt den geheimnisvollen Zauber so stark, daß sie es nachher selbst nicht wissen, wie es eigentlich kam, daß — der Wald schweigt, der Mond lächelt still und wissend, er hat dergleichen schon viel tausendmal gesehen, und Lieschen kann nichts dafür, daß der Grunewald ein Zauberwald ist.

Das leichtlebige Persönchen flatterte wie ein Schmetterling von einem zum anderen, sie kannte keinen Liebesschmerz und keinen Treuschwur, sie nahm das Leben, wie es war, und hatte jetzt an Bubi einen lieben, lustigen Kameraden gefunden, mit dem sich's gut hausen ließ. Ihre schlanke Fülle, ihr zartrosiger Teint und ihr leuchtendes rotblondes Haar machten sie anziehend und Bubi fand sie »riesig chick«. Sie naschten bei Kempinski vielerlei Leckerbissen, schwatzten lauter Dummheiten und lachten dazu, wie die Kinder. Als Bubi zum Schluß [8] Eisfrüchte mit Champagner bestellen wollte, erklärte Lieschen: »Ausgeschlossen, es ist der größte Kummer meines Lebens — ich kann aber nicht mehr!« Bubi schien niedergeschlagen, aber als Mediziner fand er es schließlich begreiflich, daß die Ausdehnungsfähigkeit eines menschlichen Magens schließlich ihre Grenze hat. —

Sie gingen nachdenklich die Leipziger Straße hinunter nach der Untergrundbahn zu.

»Nun entsteht die wichtige Frage, in welches Caféhaus wir gehn«, begann Bubi mit gerunzelter Stirn.

Lieschen erklärte: »Das Sachgemäßste ist, wir gehn ins Künstlercafé, dahin wollte ich dich schon lange führen und da sind immer riesig nette Leute.«

Bubi war nicht sonderlich entzückt. Er kannte das Lokal nicht und wußte nicht recht, was für eine Sorte Leute das waren, die Lieschen so »riesig nett« fand.

Lieschen ereiferte sich und schilderte ihm die Gesellschaft dort als hochangesehene Leute, bedeutende Literaten, junge Künstler, Studenten, Komponisten, jawohl, berühmte Leute, direkt Koryphäen. Dies Wort war Trumpf. Lieschen hatte es, Gott weiß wo, gehört, und wenn sie es aus ihrem Wortschatz hervorholte, so war das eine Tat, wie wenn eine Dame der Aristokratie ihr kostbarstes Juwel anlegt.

»Also gut«, erklärte der vollständig zerschmetterte Bubi, »wir einigen uns auf das Künstlercafé.«

Die Untergrundbahn lugte mit ihren feurigen Augen aus der Erde heraus, wie ein Lindwurm, der auf Beute lauert. So gespenstisch sah es von weitem aus, was der Großstädter längst als alltägliches Bild auf seiner Netz[9]haut empfindet. Einstmals hütete der Drachen seinen Schatz und seine geraubte Prinzessin dazu, heute sitzt die Prinzessin als Kassiererin vor der Drachenöhle und hütet den Schatz des Drachen. Die Großstadt verschlingt das Märchen und setzt das Kapital an seine Stelle.

Das zischende, prustende Untier fauchte in die Halle, das Publikum stürzte sich in gewohnter Hast »wie siebzig Wilde« in die roten und gelben Waggons, die Türen fliegen krachend zu, überlaut, überstrenge Schaffner schreien harte Worte, die niemand versteht, und das modernste aller Vehikel fährt hinauf zur Oberwelt, schlängelt sich auf schmalen Pfaden blitzschnell dahin, versinkt wieder unter die Erde und entsendet einen dichten Menschenstrom in die eleganten Straßen des Westens. Auf der Treppe weht der dumpfe Moderduft alter Kathedralen, und man steht im Halbdunkel der Berliner Nacht und vergißt die Schauer der Unterwelt, wie einen bösen Traum.

Im Künstlercafé war es noch nicht sehr voll, es war ja noch nicht einmal Mitternacht; das Stammpublikum pflegte erst später zu kommen. Niedrige, behaglich erhelle Räume, verblichene miserable Gobelins, ausgesessene rote Sammetsofas an den Wänden und viele runde Marmortische, das typische Bild eines Nachtcafés. Einige Jünglinge mit kühner Lockentolle und dreistöckigen Kragen lehnten zigarettenrauchend in den Sofas und blickten wartend zur Tür. Lieschen führte Bubi mit sachverständiger Miene zu einem großen Ecktisch, sie wurden vom Kellner mit der gewissen diskreten Zuvorkommenheit begrüßt, die eine Prämie auf das Trinkgeld [10] ist. Übrigens war Lieschen früher hier Stammgast gewesen, als sie ihrem letzten Freund, dem Maler Gabriel, Modell stand.

Der jetzt eintrat und mit hellen Augen suchend um sich blickte, war der Dichter Fridolin. Er war etwa 28 Jahr alt und machte einen sehr jugendlichen

Eindruck mit seiner eckigen, hochaufgeschossenen Gestalt und seinen scharf umrisstenen, klugen Zügen. Einige kräftige Schmisse verrieten den ehemaligen Corpsstudenten, und der goldene Zwicker verlieh seinem Gesicht eine gewisse Pikanterie.

Kaum hatte er sich gesetzt, da erschien der, den er suchte, namens Witt. Der begrüßte ihn mit Händedruck und ließ sich in den Stuhl fallen. Er stach eigentlich von den übrigen Gästen des Lokals ab. Ein wirrer, rötlicher Vollbart umrahmte sein eingefallenes Gesicht, in dem die Augen einen trüben Schimmer hatten. »Hast du Hunger?«, fragte Fridolin und bestellte, ohne auf Antwort zu warten, ein Beefsteak und Bier für seinen Freund. Das Künstlercafé hatte eine Restaurationsküche mit billigen Stammgerichten. Fridolin selbst trank Kaffee. »Nachricht von deinem Alten?«, fragte Fridolin. Der andere schüttelte den Kopf. »Bandel!«, brummte Fridolin giftig, und seine hellblauen Augen sahen ganz grünlich aus. —

Der Kellner deckte eine Serviette über den Marmortisch und stellte Brötchen hin. Witt griff mit nachlässiger Geberde ein Brötchen nach dem andern, und als der Kellner das Beefsteak brachte, war der Brotkorb leer. »Das war die erste Fuhere Sand«, sagte Witt und machte sich über das Beefsteak. Seine wilden Haare erinnerten [11] an den Satz aus dem Struwwelpeter: »Kämmen ließ er nie sein Haar«. Sein Kostüm bestand aus einem Anzug von undefinierbarer Farbe und einem Schnitt, der aussah, als wenn er noch nie jemandem gepaßt hätte; ein Jägerhemd von höchst zweifelhafter Sauberkeit vertrat die Stelle von jeglicher

weißer Wäsche. Sein Gesicht war alt und verfallen; er sah trotz seiner 26 Jahre reichlich wie ein Vierziger aus. Seine nervöse, blasse Rechte fuhr durch die wilde Mähne, und die rotumränderten Augen blinzelten auf den blankgegessenen Teller. »Das war die zweite Fuhr Sand«, sagte er.

Der Kellner deckte ab und empfahl Mohnnudeln, ganz frisch, soeben fertig. Witts Augen glänzten. »Bringen Sie einmal«, bestellte Fridolin. »Willst du?«, fragte Witt. »Nein, für dich.«

Witt war ganz gerührt. Er streckte ihm die Hand hin, mit der Miene eines Königs, der Audienz gibt: »Ich werde heute womöglich förmlich einigermaßen satt, kommt mir beinah vor«, sagte er. Ein dampfender, duftiger Mohnnudelberg von fabelhaften Dimensionen wuchs jetzt vor ihm auf: »Das ist der Zement«, sagte Witt. Dann sagte er nichts mehr, bis der Nudelberg verschwunden war.

Fridolin hatte inzwischen ungeduldig einige Zeitungen durchgestöbert; er suchte einige kleine, harmlose Reklamenotizchen, die er hie und da in die Blätter einschmuggelte. Es waren die fabelhaftesten Dinge, die er da erfand und wieder dementierte, aber es glückte ihm immer wieder, einen harmlosen Redaktionsjüngling zu entdecken, der die Notiz brachte.

[12] »Bande«, knurrte er wieder; denn er hatte sie nicht gefunden, die schöne, phantasievolle Notiz, die ihm neulich gelungen war. Es stand darin zu lesen, daß der Dichter Fridolin, einem Gerücht zufolge, im Begriff wäre, Privatdozent an einer größeren deut-

schen Hochschule zu werden, und daß er ein bedeutendes Werk über die »Einwirkungen der platonischen Ideenlehre auf Hegel« unter der Feder hätte.

Im Lokal war ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Die Tische waren alle dicht besetzt, und überall wurde debattiert, gelesen, gegessen, gelacht. Jetzt kam eine größere Gesellschaft und stand zögernd vor dem großen Tisch, an dem Bubi mit Lieschen saß.

Plötzlich sprang Lieschen mit einem Freuden-schrei auf und umarmte ein hübsches, braunes Mädel namens Mieze. Die ganze Korona saß bald fröhlich plaudernd beisammen. Besagte Mieze war Lieschens Schulkollegin und Intima gewesen und war jetzt als Schauspielerin an einer kleinen Bühne engagiert.

Mieze schien der Mittelpunkt der Gesellschaft, sie hatte nur noch eine Nebensonne, eine märchenhaft blonde Maid von einer beängstigenden Magerkeit, namens Lorette. Da waren noch einige junge Leute, ein hübscher junger Spanier, »Prälat von Saragossa« zubenamset (warum? — keine Ahnung!), ein blonder Schwede namens Holgers, mit einer riesigen Aktenmappe. Er war in einem großen Verlagsgeschäft Leiter, wie er sagte, Inseratenagent, wie seine Feinde sagten; die Wahrheit konnte bis heute nicht ergründet werden. Da war [13] noch ein angeblich verheiratetes Pärchen, er Rezitator, sie Chansonette.

Alles duzte sich, und Bubi hatte große Mühe, sich aktiv und passiv davon auszuschließen. Dies tat er jedoch nur aus einer gewissen Schüchternheit; als er aber merkte, daß Lieschen prinzipiell duzte und geduzt wurde, tat er's auch, was ihm großes Vergnügen

Nachwort

Wer auf den Roman »Café Größenwahn« von Rose Austerlitz aufmerksam wird, den wird vielleicht zunächst der Name der Autorin überraschen. »Austerlitz«, das ist nämlich der deutsche Name der Kleinstadt Slavkov u Brna in Mähren (Tschechien), die bekannt wurde durch die »Schlacht bei Austerlitz«, in der im Jahr 1805 der französische Kaiser Napoleon eine Allianz aus österreichischen und russischen Truppen besiegte. »Austerlitz« ist aber auch die Bezeichnung für Ortsteile bzw. Orte in Deutschland, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten. In der »Gare d'Austerlitz«, dem bekannten Pariser Bahnhof, findet der Begriff zudem ebenso Verwendung wie noch in weiteren Zusammenhängen. Und nicht zuletzt ist »Austerlitz« der Familienname etlicher Personen, unter anderem des amerikanischen Tänzers, Sängers und Schauspielers Fred Astaire, der ursprünglich Frederick Austerlitz hieß.

Für die Autorin Rose Austerlitz indessen ist dies zunächst ohne Bedeutung. Sie wird nämlich unter dem Namen Rose Simon am 9. Oktober 1876 als Tochter des jüdischen Schriftstellers Ferdinand Simon in Magdeburg geboren. Sie verbringt ihre Kindheit und Jugend in Wien, Berlin und Genf, wo sie auch studiert – was in der Schweiz für Frauen seit 1867 möglich ist. 1899 heiratet sie den jüdischen Schriftsteller Robert Austerlitz (1861–1930) und lebt dann mit ihm in Berlin. Der Ehe entstammt eine Tochter.

Rose Austerlitz arbeitet unter anderem als Redakteurin der Frauenzeitschrift *Maja*. Bekannt wird sie unter dem Pseudonym A. Rose mit ihren Romanen über die Berliner Bohème: *Cabaret Sphinx* (1905) und *Café Größenwahn* (1906). Weitere Romane und erzählende Texte erscheinen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts sowie dann auch Übersetzungen von erzählenden Texten des französischen Autors Frédéric Loliée im Jahr 1913. Offenbar endet hernach ihre schriftstellerische Tätigkeit. Sie stirbt am 28. Mai 1939 in Berlin. Posthum wird sie im Jahr 2021 durch ihre Geburtsstadt Magdeburg geehrt, indem dort eine neu entstehende Straße den Namen »Rose-Austerlitz-Ring« erhält.

Zweifellos hat die Autorin des vorliegenden Romans es verdient, wenigstens mit ein paar Worten vorgestellt zu werden, wie eben geschehen. Aber auch der Titel des Romans bedarf noch einer Erläuterung. »Café Größenwahn« ist nämlich nicht eine von der Autorin geprägte Bezeichnung, mittels derer sie sich etwa ironisch von der im Untertitel des Romans genannten »Berliner Künstlerwelt« distanzieren würde. Vielmehr handelt es sich hier um die seinerzeit in Berlin gängige Bezeichnung für das »Café des Westens«, einen wichtigen Treffpunkt der Bohème, nämlich ein Künstlerlokal, das sich von 1893 bis 1915 am Kurfürstendamm in Berlin-Charlottenburg befand und in dem auch durchaus renommierte Künstler verkehrten (vgl. Liesemer 2023, 262–264; zu Austerlitz’ Roman vgl. ebd., 262). Der Schutzumschlag der Erstausgabe von Austerlitz’ Roman zeigt denn auch eine Zeich-

nung mit Porträts von Else Lasker-Schüler und Erich Mühsam (Schebera 2005, 20). Unter dem Titel »Aus dem Café Größenwahn« sind im Übrigen dann auch »Berliner Reportagen« Egon Erwin Kischs versammelt, in denen wiederum das »Café des Westens« genannt wird (Kisch 2014, 24). Zudem findet das »Café des Westens« Erwähnung noch bei weiteren Autoren, zum Beispiel in Erich Mühsams »Unpolitischen Erinnerungen« (vgl. das Register in Mühsam 2000, 215).

Spöttisch ist die Bezeichnung »Café Größenwahn« natürlich durchaus. Und das betrifft nicht nur das Berliner »Café Größenwahn«, sondern auch noch zwei weitere Cafés, die ebenfalls so genannt wurden, nämlich zuerst das Café Griensteidl in Wien und dann das Café Stefanie in München (vgl. Liesemer 2023, 12). Indessen muss man – trotz des Spotts – die damaligen »Kaffeehäuser« erst einmal als »Räume des intelligenten Austausches und des klugen Meinungskampfes« sehen, Räume, in denen der »Kunst, Literatur und Kultur wichtige Impulse und neue Richtungen« gegeben wurden (ebd.). In Austerlitz’ Text selbst wird dann das Thema »Größenwahn« bezeichnenderweise auch gar nicht berührt.

»Das literarische Café« ist jedenfalls »ein fester Bestandteil« der »Bohème-Kultur«. Hier finden »die Künstler jene interne Öffentlichkeit«, die sie als Bohémiens benötigen (Weber, XI). Und es gibt für die Künstler weitere Gründe für »den regelmäßigen Cafébesuch: z. B. triste Wohnverhältnisse, die Notwendigkeit, um der äußeren Existenzerhaltung und inneren Selbstbestätigung willen Anschluß an Freunde, Gön-

ner, Bewunderer, Nachahmer zu finden, die Suche nach Ruhm oder einem Sprungbrett des Erfolgs, nicht zuletzt die Hoffnung auf leichten Anschluß an das andere Geschlecht.« Das Café »hält Zeitungen und Zeitschriften bereit [...], bringt Journalisten, Publizisten, auch Politiker und Gelehrte in Kontakt mit Schriftstellern, auch Malern und Musikern«. »So hat das Caféleben durchaus auch seinen zweckrationalen Charakter – nicht nur für die Anfänger oder Außenseiter« (Kreuzer 1971, 204f.). Aber auch für diese: Was der noch sehr junge Schriftsteller Ernst Blass dort erlebt, ist »literarische Bewegung« und »ein seelenvoller Kampf gegen die Erlebnislosigkeit, gegen die Stumpfheit, Trägheit, Gemeinheit der Philisterwelt«, ja »eine Erziehung zum Künstler« (Blass 1928, zit. nach Raabe 1965, 38).

Was nun die Verhältnisse in der Berliner Bohème um 1900 betrifft, so werden diese geschildert in den »Erinnerungen vom Kurfürstendamm«, nämlich Erinnerungen an »20 Jahre Café des Westens«, die Ernst Pauly 1913 herausgegeben hat. Pauly war seit 1904 Besitzer des »Cafés des Westens«. Stammgäste des Cafés waren »zumeist Künstler, Schriftsteller, Maler, Musiker, Theaterleute«, die das Café »zu einem lebendigen Umschlagplatz literarischer Ideen und Programme, zu einem Ort der Begegnungen und zu einem Stück Bohème gemacht« haben (Weber 1991, I). Nebenbei: Pauly war zwar der Herausgeber, aber der eigentliche Verfasser der meisten Beiträge in den eben erwähnten »Erinnerungen vom Kurfürstendamm« war der Maler und Illustrator und zudem Schriftsteller und Filmregisseur Edmund Edel. Im Übrigen gibt es sogar